

Dissonanz im Studium: Sind Musikstudierende stärker gefährdet, an einer Depression zu erkranken?

Michaela Korte (Sheffield) und Deniz Cerci * (Rostock)

* corresponding author

ZUSAMMENFASSUNG

Die Frage, ob Musikerinnen und Musiker häufiger an Depression leiden als andere Berufsgruppen, beschäftigt die Forschung seit langem. Zwei Studien an britischen Institutionen untersuchten die Depressionsprävalenz bei 103 Studierenden (Ø 23,6 Jahre) aus drei Gruppen: Musikhochschulstudierende, Universitätsmusiker und Naturwissenschaftsstudierende. Mittels validierter Fragebögen erfolgte die Erfassung von Depression, Angst, Schmerzverarbeitung, Burnout und beruflicher Identität. Musikhochschulstudierende zeigten signifikant höhere Depressionsprävalenz als Universitätsmusiker und Naturwissenschaftsstudierende. Paradoxerweise wiesen sie signifikant niedrigere Werte bei Angstzuständen und maladaptiver Schmerzverarbeitung auf. Die statistische Modellierung ergab Angst als stärksten Depressionsprädiktor, während die berufliche Musikeridentität per se keinen Risikofaktor darstellte. Eine qualitative Folgestudie mit sieben Musikern, bei denen eine Depression diagnostiziert worden war, untersuchte musiker-spezifische Herausforderungen sowie die von ihnen eingesetzten Strategien zur Verbesserung ihrer Gesundheit. Qualitative Analysen offenbarten strukturelle Probleme in Musikinstitutionen: unzureichende Unterstützung für psychische Gesundheit, Machtungleichgewichte zwischen Studierenden und Lehrenden sowie eine Kultur des Schweigens über mentale Probleme. Die Beziehung zwischen Musikstudium und Depression erweist sich als komplex. Trotz erhöhter Depressionsprävalenz zeigen Musikhochschulstudierende in den relevanten Fragebögen durchweg bessere Bewältigungsstrategien. Die Befunde unterstreichen die Notwendigkeit differenzierter Präventionsansätze. Die Ergebnisse bestätigen bereits bestehende Forderungen nach Etablierung einer anerkannten Musikermedizin als eigenständige Disziplin, analog zur Sportmedizin. Ein derartiges Fachgebiet könnte Musikerinnen und Musikern bereits während ihres Studiums Unterstützung bieten und ihre langfristigen Karriereaussichten verbessern.

SCHLÜSSELWÖRTER

Depression, Musikstudierende, psychische Gesundheit, berufliche Identität, Musikermedizin

ABSTRACT

The question of whether musicians suffer from depression more frequently than other professional groups has long been a subject of research. Two studies conducted at British institutions investigated the prevalence of depression among 103 students (average age 23.6) from three groups: music college students, university musicians, and science students. Validated questionnaires were used to assess depression, anxiety, pain processing, burnout, and professional identity. Music college students showed a significantly higher prevalence of depression than university musicians and science students. Paradoxically, they had significantly lower scores for anxiety and maladaptive pain processing. Statistical modeling revealed anxiety to be the strongest predictor of depression, while professional musician identity per se was not a risk factor. A qualitative follow-up study with seven musicians who had been diagnosed with depression examined musician-specific challenges and the strategies they used to improve their health. Qualitative analyses revealed structural problems in music institutions: insufficient support for mental health, power imbalances between students and teachers, and a culture of silence surrounding mental health issues. The relationship between studying music and depression is complex. Despite increased prevalence of depression, music college students consistently demonstrate better coping strategies in the relevant questionnaires. The findings underscore

the need for differentiated prevention approaches. The results confirm existing calls for the establishment of recognized musicians' medicine as an independent discipline, analogous to sports medicine. Such a field could offer musicians support during their studies and improve their long-term career prospects.

KEYWORDS

Depression, music students, mental health, professional identity, musicians' medicine

Einleitung

Der Zusammenhang zwischen Musikalität und psychischen Erkrankungen, insbesondere Depression, ist ein Phänomen, das seit Jahrhunderten Aufmerksamkeit erregt. Bereits Helga de la Motte-Haber stellte in der Zeitschrift für Neue Musik fest: „der Glückliche phantasiert nicht“ [6]. Aber weist diese Beobachtung auf eine grundlegende Verbindung zwischen kreativer Tätigkeit und affektiver Sensibilität hin, die über oberflächliche Stereotype hinausgeht?

Tatsächlich sind Beschreibungen psychischer Symptome und Erkrankungen wie Wahnvorstellungen, Schizophrenie oder Melancholie in der Musik häufig so anschaulich dargestellt, dass sie in medizinischen Fachartikeln oft wie Fallstudien beschrieben werden [4]. Die Tatsache, dass die Komponisten eine überdurchschnittliche Vertrautheit mit psychischen Problemen zeigten und diese in ihren Kompositionen auf glaubhafte Weise darstellten, hat bei vielen zu der Vermutung geführt, dass sie selbst von diesen Erkrankungen betroffen gewesen sein könnten. De la Motte-Haber argumentiert, dass erfolgreiche Musiker ohne psychische Probleme in der Vergangenheit die Ausnahme gewesen seien.

Spahn et al's historische Analyse zeigt, dass es seit langer Zeit zahlreiche schriftliche Werke gibt, die sich mit musikspezifischen psychischen Erkrankungen befassen [14]. Ein genauerer Blick auf historische medizinische Quellen offenbart jedoch, dass die Beschreibung und das Verständnis psychischer Erkrankungen nicht mit modernen Konzepten übereinstimmen. Kahlbaum fand 1863 in seiner europäischen Übersicht über die psychische Gesundheit mehr als 30 verschiedene medizinische Beschreibungen für Depression [7]. Dies verdeutlicht die historische Komplexität der Diagnosestellung und wirft die Frage auf, ob eine historische Beschreibung von Melancholie tatsächlich eine Depression oder eine andere neurologische oder psychologische Er-

krankung beschreibt. Das Phänomen der Melancholie/Depression hat im Laufe der Geschichte eine erstaunliche Transformation durchlaufen: von einer als „normale Krankheit“ betrachteten Störung über eine Todsünde teuflischer Natur bis hin zu einem Kult um Genialität und Erfolg, schließlich zur Etablierung eines international anerkannten komplexen Konzeptes der unipolaren wie bipolaren Depression [19]. Diese historische Entwicklung wirft die Frage auf, ob der Stereotyp, der Melancholie/Depression mit Musikalität verbindet, auf einem Missverständnis zeitbezogener Dokumente beruht oder ob auch heute viele Musikerinnen und Musiker von Depressionen betroffen sind.

Aktuelle Forschungslage

Die moderne Forschungsliteratur scheint die historischen Beobachtungen zu bestätigen. Studien haben ergeben, dass Musiker – sowohl Komponisten als auch Interpreten – im Vergleich zur Allgemeinbevölkerung häufiger unter psychischen Problemen im Allgemeinen und Depressionen im Besonderen leiden [8]. Auf dieser Grundlage wurden musikalische wie kreative Leistungen und damit beruflicher Erfolg als prädiktive Faktoren für psychische Erkrankungen identifiziert [1]. Die Hypothese einer Korrelation zwischen Musikalität, Kreativität, beruflichem Erfolg und Depression ist in der wissenschaftlichen Literatur verankert, wobei Studien, die zu anderen Ergebnissen gelangen, explizit auf solche Abweichungen hinweisen [3].

Um das tatsächliche Ausmaß des Problems zu erfassen und Risikogruppen korrekt zu identifizieren, muss jedoch der Anteil von Depressionen unter Musikern im Kontext betrachtet werden [5]. Die Prävalenz von Depression in der europäischen Gesamtbevölkerung hat in den letzten Jahren aus vielfältigen Gründen zugenommen. Die aktuelle Datenlage in einer europaweiten Studie zeigt eine Prävalenz von 6,38%, ein Wert, der deutlich höher